

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 32 (1956-1957)
Heft: 6

Artikel: Randbemerkungen
Autor: Guggenbühl, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1073095>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

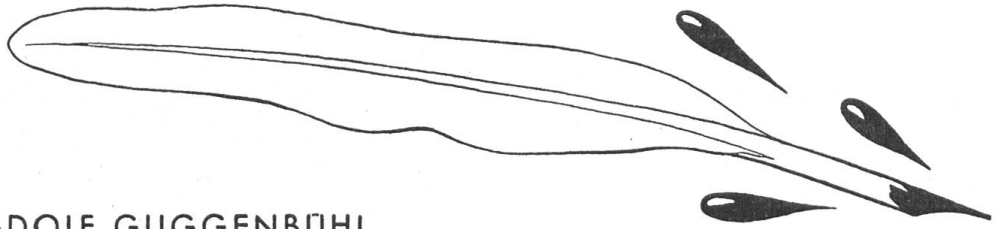
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

RANDBEMERKUNGEN

VON ADOLF GUGGENBUHL



Wo Berge sich erheben

DIE Geschichte ist, darin hatte Marx recht, ein Klassenkampf. Aber sie ist, und in dieser Beziehung hatte Marx unrecht, nicht nur ein Klassenkampf.

Ein Staat, in dem sich die verschiedenen sozialen Klassen, Konfessionen und Sprachgruppen nur noch bekämpfen, zerfällt. Neben den zentrifugalen Kräften, die immer da sind, braucht es etwas Verbindendes. Jeder, dem die Erhaltung eines Staates am Herzen liegt, muß sich deshalb bemühen, dieses Verbindende zu fördern und zu schützen.

Es ist gar nicht leicht zu sagen, was dieses Gemeinsame ist. In den Vereinigten Staaten ist es vielleicht eine demokratische Ideologie, der Glaube, daß alle Bürger grundsätzlich gleichberechtigt sind und gleiches Recht auf ein glückliches Leben haben, der das Land zusammenhält.

Bei den Russen und andern kommunistischen Völkern ist vielleicht das Verbindende der Glaube an eine bessere Zukunft. Man weiß, die Gegenwart ist schlecht, aber man ist, zu Recht oder Unrecht, fest davon überzeugt, die Zukunft werde besser sein.

Auch in Frankreich denkt, trotz aller politischen Verfallserscheinungen, niemand daran den Staat aufzulösen. Die Franzosen aller Parteien sind verbunden durch ihre Bewunderung der französischen Zivilisation, für deren Erhaltung und Förderung auch jene, die den Staat um seine Steuern betrügen, oder sich vom Militärdienst drücken, große Opfer bringen.

Natürlich bleiben solche Erklärungen an der Oberfläche. Die Geburt einer Nation vollzieht

sich auf so geheimnisvolle Art wie die Geburt eines Menschen. Man kann nur die äußern Vorgänge beobachten, nicht was eigentlich vorgeht. Die Lebenskraft einer Nation wird aus geheimnisvollen Urgründen gespiesen. Ihre Wurzeln reichen in die Tiefe der Seele, die dem Bewußtsein nicht mehr zugänglich ist. Das ist der Grund, warum lebensfähige Staaten nicht gegründet werden können wie Versicherungsgesellschaften.

Ausdruck des gemeinsamen, nationalen Empfindens sind deshalb, noch mehr als die Verfassungen, gemeinsame Mythen und Symbole. Für England symbolisiert heute das Königshaus das Gemeinsame, deshalb wird es von den Angehörigen aller Parteien anerkannt.

In unserem Land steht an Stelle des Königshauses unter anderem die Natur. Die Alpen sind für uns nicht einfach ein Teil des Landes wie irgend ein anderer. Sie haben Symbol-Charakter. *Ex alpibus salus patriae.*

«Dem Schweizer nehmt die Berge, wohin soll er dann ziehn?» Die Formulierung ist merkwürdig, aber der Gedanke richtig.

Wie bei allen Symbolen ist es schwierig, mit dem Verstand zu begründen, warum sie ihre besondere Bedeutung erlangt haben. Es ist aber sicher so, daß das bloße Vorhandensein der Berge auch das Lebensgefühl jener Eidgenossen beeinflußt, die sie kaum je besteigen.

Es ist kein Zufall, daß die fanatischen Berggänger, wie sie in der älteren Generation des Alpenclubs vertreten sind, auch fast immer leidenschaftliche Patrioten sind. Sie sind nicht einfach Naturfreunde, wie jene, die sich für Käfer und Vögel oder Schmetterlinge begeistern. Die Berge bedeuten ihnen mehr, in ihnen manifestiert sich Gott auf besonders deutliche Weise, der Allmächtige, in dessen Namen immer noch mit Recht unsere Bundesverfassung

beginnt, denn die Wurzeln jedes echten Staates liegen im Religiösen.

Die Berge sind nicht einfach unfruchtbare Wüsten oder landwirtschaftlicher Nutzungsgrund oder Ferienparadies der Touristen, sondern geweihter Boden. Weihestätten aber sind heilig. Frühere Kulturen, denen diese Zusammenhänge geläufiger waren als uns verintellektualisierten Menschen des 20. Jahrhunderts, belegten die Schändung einer Weihestätte mit schweren Strafen.

Aus diesem Gefühl heraus empört sich das Schweizer Volk gegen jene, die im Wasser der Bergbäche nur ein Rohmaterial zur Elektrizitätsgewinnung und in der Landschaft selbst nur ein touristisches Ausbeutungsobjekt sehen, das hemmungslos mit Weekend-Häusern und Hotels bedeckt werden kann. Vor allem sträubt sich das Gefühl dagegen, daß immer mehr Gipfel der Alpen durch Sesseli-Lifts und Bergbahnen entweiht werden.

Es geht hier um viel mehr als um Naturschutz.

Selbstverständlich, alles ist eine Sache des Maßes. Es wäre unsinnig, wollte man alle Berge zu nationalen Heiligtümern erklären. Auch Kraftwerke und Bergbahnen haben ihre Berechtigung, aber wir dürfen es nicht soweit kommen lassen, daß fast die ganze Alpenwelt unseren geschäftlichen Tagesinteressen dienstbar gemacht wird.

Die missachtete Menschenwürde

ICH habe es schon ein paar Mal gesagt und werde es immer wieder sagen: Die Zustände in den öffentlichen Verkehrsmitteln der meisten großen Schweizerstädte schreien zum Himmel. Jahrein, jahraus müssen auf der Fahrt zum und vom Arbeitsplatz Tausende und Abertausende stehend und eng zusammengepreßt wie Sardinen im Tram und Autobus zubringen. Die Großraumwagen mit ihrem flüssigen Fahrgastfluß haben dazu geführt, daß selbst schwangere Frauen, solche mit schweren Netzen und Paketen und auch Greise während der Stoßzeit keinen Sitzplatz finden. Einer Schafherde gleich müssen sie sich unter den Zurufen «Uufschlüsse, Zuemarschiere» des am Eingang thronenden Kondukteurs fortbewegen.

Das ist nicht nur anstrengend und ungesund – das wäre vielleicht nicht so wichtig – es ist vor allem entwürdigend.

Es genügt nicht, am ersten August und an Jungbürger-Versammlungen von der Freiheit und Würde des Menschen zu reden und diese Würde ständig mit Füßen zu treten.

Noch vor dem letzten Weltkrieg wäre diese Mißachtung überhaupt nicht möglich gewesen. Mit Schauern sprach man von einzelnen Großstädten des Auslandes, wo bereits damals ähnliche Zustände herrschten. «So etwas», sagte man, «könnte bei uns nicht passieren.» Es ist aber dann doch so weit gekommen, nicht von heute auf morgen, sondern langsam, so daß viele die Wandlung gar nicht richtig merkten.

Die Techniker, die oft an der Spitze unserer Verkehrsbetriebe stehen, haben für diese Bedenken kein Verständnis. Sie sind im Gegenteil stolz darauf, daß es ihnen gelingt, den Menschentransport auf immer wirtschaftlichere Art durchzuführen.

Aber die Hauptschuld liegt, wie immer, wenn die Freiheit und die Würde mit Füßen getreten werden, bei den Bürgern selbst, die sich nicht zur Wehr setzen.

Es wäre durchaus kein unlösbares Problem, menschenwürdige Transportverhältnisse zu schaffen, nur würde das etwas kosten. Die Verkehrsbetriebe könnten nicht mehr so wirtschaftlich arbeiten, infolgedessen wäre der Überschuß kleiner oder die Fahrtaxen müßten erhöht werden. Man kann nicht den Bären waschen, ohne das Fell naß zu machen.

Der Einsatz wäre aber den Preis wert. Wirtschaftliche Not schafft manches Übel, das sich fast nicht beseitigen läßt. Wenn in armen Ländern arme Familien in einem einzigen Zimmer hausen müssen, wenn dort in den Spitälern Zustände herrschen, die jeder Beschreibung spotten, so kann man mit Recht den Einwand erheben, das alles sei zwar sehr bedauerlich, aber es seien einfach nicht die Mittel da, um Abhilfe zu schaffen. Die Schweiz ist eines der reichsten Länder der Welt. Mit Stolz weisen wir darauf hin, daß unser Lebensstandard ständig im Steigen begriffen ist. Vielleicht wird auch bei uns das Vieh heute auf humanere Art transportiert als vor 30 Jahren. Der Standard für Menschentransporte aber ist bedenklich gesunken – nicht bei den Bahnen, die ihren Dienst am Kunden ständig verbesserten, wohl aber bei den Straßenbahnen und bei den Auto- und Trolleybussen.

«Emporkömmling» sollte kein Schimpfwort sein

Es gehört zum Wesen jeder Gemeinschaft, daß Eindringlinge vorerst einmal abgelehnt und bekämpft werden. Davon weiß mancher Angeheiratete ein Lied zu singen. So war es während der Grenzbesetzungen auch in vielen militärischen Einheiten, wo jedem, der frisch dazukam, in den ersten Wochen das Leben sauer gemacht wurde.

Noch ausgeprägter ist diese Erscheinung im Wirtschaftsleben. Die Benzinsäulen-Halter wie die Blumenhändler, die Milchmänner wie die Marronibrater, welche schon einige Zeit ihren Beruf ausüben, schmücken sich mit dem schönen Wort «angestammt» und wenden sich mit heiliger Empörung gegen die Eindringlinge.

Diese Abwehr ist zwar psychologisch verständlich, aber dennoch eine unerfreuliche Erscheinung. Bizarr wird sie, wo sie sich gegen eine ganze Schicht wendet, wie das bei der Verächtlichmachung der sogenannten Neureichen der Fall ist.

«Es ist nicht mehr schön im Engadin» sagte mir kürzlich die Frau eines alteingesessenen Fabrikanten. «Wissen Sie, wen ich gestern in Pontresina angetroffen habe? Unseren Installateur samt Familie, und den Maler, der uns im Sommer den Balkon neu gestrichen hat, ebenfalls samt Anhang.»

Ist diese Umschichtung eigentlich nicht außerordentlich erfreulich? Noch in meiner Jugend hatte das Handwerk selten einen goldenen Boden. Den meisten Handwerkern ging es mehr schlecht als recht, weshalb denn auch viele von ihnen ihre Sorgen mit verschiedenen Zweierli zu ertränken suchten. Die Mehrzahl lebte sehr bescheiden. Man sah sie meistens nur mit abgeschossenen Dächlikappen und in geflickten Schürzen oder Ueberkleidern.

Die lang andauernde Blüte im Baugewerbe hat viele dieser Handwerker wohlhabend gemacht. Sie leben nicht mehr wie bessere Arbeiter, sondern fahren in großen Amerikanerwagen herum; ihre Frauen tragen Diamantringe und ihre Töchter Pelzmäntel. Ein neuer Mittelstand hat sich gebildet.

Sollten wir uns nicht darüber freuen, um so mehr als diese wohlhabend gewordenen Handwerker ja keine Schieber sind, sondern ihr Geld durch Tüchtigkeit und Fleiß verdient haben?

Wenn eine aristokratische Gesellschaft ihre Vorrechte verteidigt und verächtlich vom Gevatter Schneider und Handschuhmacher spricht, so kann man das zur Not begreifen. In einer Demokratie aber sollte man diesem Aufstieg einer ganzen Klasse wohlwollend gegenüberstehen. Warum in aller Welt soll ein begüterter Mann mehr Ansehen verdienen, nur weil schon sein Großvater wohlhabend war, als einer, der sich sein Vermögen selber erworben hat? «Emporkömmling» sollte kein Schimpfwort sein.

Nicht wahr: der Kulturfirnis, mit dem jene glänzen, die schon länger zu den privilegierten Schichten gehören, ist ja meistens so außerordentlich dünn, daß ein einziger Anstrich, das heißt eine Generation, genügt, und die sogenannten Parvenus unterscheiden sich in nichts mehr von den früher Arrivierten.

Reklamieren, nicht schimpfen

MAN saß wohlgelaunt beim schwarzen Kaffee und schimpfte über die Behörden.

«Bei uns an der Großenbachstraße», sagte einer der Gäste, «ist bei der Kreuzung die Straßentafel so idiotisch angebracht, daß die meisten Leute, die zu uns wollen, statt links hinauf, geradeaus fahren, weil sie die Ulmenstraße als Fortsetzung der Großenbachstraße betrachten. Diese skandalösen Verhältnisse existieren nun schon seit 15 Jahren.»

«Entschuldigen Sie», wandte ich ein, «was haben Sie unternommen, um dem Übelstand abzuhelpen?»

«Unternommen – was heißt unternommen? Es ist nichts zu unternehmen, als daß man gleich nach dem Rank nochmals eine Tafel mit der Bezeichnung Großenbachstraße anbringt, aber das ist doch nicht meine Sache, das ist doch Sache der Stadt.»

«Aber haben Sie der Stadtverwaltung überhaupt diesen Vorschlag gemacht?»

«Ich? Nein. Erstens habe ich anderes zu tun, zweitens würde es doch nichts nützen.»

Es ist nicht wahr, daß es nichts nützen würde. Jeder, der einmal Einblick in die Verwaltung unserer Gemeinden bekommen hat, weiß, daß jede Anregung gewissenhaft geprüft wird. Aber merkwürdigerweise sind die vernünftigen

Anregungen ziemlich selten. Jene, die schreiben – es sind fast ausschließlich einige psychopathische Querulanten, die reklamieren – die kann man wirklich nicht ernst nehmen.

Dabei gibt es in der Tat viele Mißstände, die zwar nicht zum Himmel schreien, aber immerhin das Leben der Bürger beeinträchtigen. Da ist ein Milchmann, der mit seinem Motorwagen jeden Morgen um fünf Uhr so laut lärmt, daß alle Anwohner aus dem Schlafe schrecken; da ist ein steiler Weg, der im Winter so ungenügend gesandet wird, daß er für ältere Leute fast nicht benützbar ist; da ist ein Tor eines öffentlichen Parkes, das immer geschlossen bleibt, so daß die Benützer, die von jener Seite kommen, zu einem großen Umweg gezwungen sind; da ist ein Abwart, der die Kinder, die auf dem Turnplatz spielen wollen, beschimpft und terrorisiert.

Überall gibt es solche Mißstände, welche die Bevölkerung maßlos aufregen und während Jahren oder Jahrzehnten beschäftigen, aber niemand rafft sich dazu auf, mit einem Brief der zuständigen Amtsstelle davon Kenntnis zu geben.

Wir sind stolz darauf, daß wir im Gegensatz zu den Bürgern der meisten andern Demokratien ein Mitspracherecht bei der Verwaltung haben und auch über Straßenverbreiterungen und Schulhausbauten abstimmen dürfen. Gleichzeitig aber befehlen wir uns dem Staat gegenüber einer ängstlicheren Zurückhaltung als die Untertanen eines Diktatur-Regimes.

«Veiteles, geh Du voran, Du hast die größten Stiefel an!»

Wir machen zwar vom Appenzeller-Recht des Schimpfens reichlich Gebrauch, aber aus Bequemlichkeit oder Feigheit unterlassen wir es, eine mit unserer Unterschrift versehene Reklamation schriftlich vorzubringen.

Da könnten uns andere Nationen zum Vorbild dienen, vor allem jene jenseits des großen Wassers. Für die Amerikaner und Kanadier ist es selbstverständlich, daß sie solche Übelstände ihren Behörden mitteilen und falls es nichts nützt, ihre Abgeordneten mobilisieren, und zwar machen das nicht nur die Männer, sondern auch die Frauen.

Vor allem wenn das Wohl der Kinder beeinträchtigt ist, werden sie sehr aktiv. Hat ein Schreiben nicht Erfolg, so wird eine Versammlung der Interessenten im Quartier durchgeführt, um dem Begehren den nötigen Nachdruck zu verleihen.

Auch bei uns könnten die Frauen sich zur Wehr setzen, dazu braucht es kein Frauenstimmrecht.

Es wird in unserem Land aber ganz allgemein zu viel geschumpfen und zu wenig sachlich reklamiert.

«Sind Sie zufrieden, sagen Sie es andern; sind Sie unzufrieden, sagen Sie es mir», stand auf einer Tafel bei einem Coiffeur, dessen Kunde ich früher war. Ich bezweifle, ob sie etwas nützte.

Als ich letztthin in einem Restaurant, das sich trotz seiner guten Lage immer mehr entvölkerte, weil – wie leider an vielen Orten – die Qualität des Kaffees unter jeder Kritik war, den Gerant rufen ließ und ihm meine Beschwerde vortrug, antwortete er: «Ihre Reklamation erstaunt mich außerordentlich. Ich bin jetzt sechs Jahre hier. Wir servieren jeden Tag 170 Kaffees und noch nie hat ein einziger Gast reklamiert. Ich glaube aber, Sie haben Recht. Ich wollte schon lange eine neue Maschine anschaffen und zu einer andern Sorte übergehen.»

Also, reklamieren Sie häufiger, aber bringen Sie Ihre Beschwerde in höflicher und liebenswürdiger Form vor! Es ist nämlich merkwürdig: die gleichen Leute, die Übelständen gegenüber jahrelang eine Schafsgeduld an den Tag legen, werden häufig, wenn sie sich schon aufraffen, eine Beschwerde vorzubringen, unnötig massiv und beleidigend.

Zweierlei Mass, mit Recht

IN Genf wurde der Film «Und Gott schuf das Weib» von der Zensur «wegen der Gefährdung der Sitte und der Sittlichkeit» verboten. In Zürich kann er unbeanstandet abrollen.

Das empfinden nun manche Eidgenossen als stoßend. «Es ist wirklich an der Zeit, wenigstens für Filme einen einheitlichen, modernen Auffassungen entsprechenden Sittlichkeitsmaßstab für die ganze Schweiz zu schaffen und durch Zusammenarbeit der verschiedenen Behörden den leidigen kantonalen Reklameverböten ein Ende zu setzen», schreibt eine angesehene Wochenzeitung.

Ich bin nicht dieser Ansicht. Für die Ausübung der Zensur lassen sich nie starre Regeln

aufstellen. Sie ist immer mehr oder weniger Ermessungssache. Natürlich ist es merkwürdig, daß die an sich freier denkenden Genfer etwas verbieten, was die puritanischen Zürcher für tragbar halten. Aber das ist schließlich ihr gutes Recht.

Es ist immer das gleiche: Grundsätzlich ist man für den Föderalismus, in jedem einzelnen Fall dagegen. Woraus soll denn sonst der Föderalismus bestehen, als darin, daß ähnliche Probleme verschieden gelöst werden?

Es gibt viele Leute, die sich darüber aufhalten, daß man in Bern und Basel schon vom fünften Schuljahr an Französisch lernt, in Zürich aber erst im siebten Schuljahr, daß die Kinder in den einen Kantonen Wintersportferien haben, in den andern aber nicht, daß die Polizeistunde in Zürich alle Abende auf zwölf Uhr angesetzt ist, in Basel aber an Samstagen erst auf ein Uhr. Diese Unterschiede sind aber ein folgerichtiger Ausdruck des Föderalismus.

Die Unabhängigkeit der Kantone ist nicht vor allem durch das berühmte Rad der Zeit gefährdet, sondern hauptsächlich dadurch, daß wir immer mehr einem Gleichschaltungsfimmel verfallen. Immer zahlreicher werden jene Eidgenossen, die sich ehrlich darüber aufregen, daß nicht in der ganzen Schweiz alles mit der gleichen Elle gemessen wird.

**Die Verschmutzung ist nicht
die einzige Gefahr, die unseren
Seen droht**

IN Zürich wurde eine Verkaufsausstellung von Motor-, Segel- und Ruderbooten durchgeführt. Trotzdem der Eintritt Fr. 1.65 kostete, war der Besuch enorm. Die ungestillte Sehnsucht nach dem Schifflifahren ist in unserem überfüllten Land mächtiger als je. Neben verschiedenen

Ruder- und Segelschiffen erregte auch eine ganze Anzahl großer und schneller Motorboote die allgemeine Bewunderung.

Sie sahen wirklich rassig aus. Es ist nur zu hoffen, daß sie nicht verkauft werden. Abgesehen vom Boden- und Genfersee sind unsere Seen für solche Maschinen einfach zu klein.

Neben den Bergen waren bis jetzt die Seen fast die einzigen Stätten, wo der Naturfreund wirkliche Entspannung und Erholung finden konnte. Doch bereits machen sich auch hier die Nachteile der Übervölkerung geltend. Dabei sind es nicht die ruhigen Segelboote und die kleinen Ruderschiffe, die stören, sondern vor allem die schnellen und lauten Motorboote.

*Es lächelt der See,
er ladet zum Bade,
der Knabe schlief ein
am grünen Gestade.*

Heute ist es nicht mehr so leicht, am Ufer des Sees einzuschlafen.

«Stört Sie der Lärm nicht?» wurde ein Bekannter von mir, dessen Haus direkt an einem Schweizersee gelegen ist, interpelliert.

Die Frage bezog sich nicht auf die Autos auf der hinter dem Hause vorbeiführenden Straße, sondern auf die Motorboote, die vor dem Garten vorbeidröhnen. Diese Schnellboote sind nicht nur zu laut, sie sind auch für die Schwimmer und Ruderer gefährlich.

Über die Wichtigkeit von Fahrgeschwindigkeitsbeschränkungen auf dem Land kann man verschiedener Ansicht sein. Ganz sicher aber sollte die Geschwindigkeit für Wasserfahrzeuge beschränkt sein. Auf dem Wasser hat es bestimmt niemand pressant. Ob man um vier Uhr oder um vier Uhr fünfzehn im Hirschen in Obermeilen den Kaffee nimmt, dürfte nicht lebenswichtig sein. Soll wirklich Tausenden der See verleidet werden, damit einige Wenige ihrer Lust am rassigen Fahren frönen können?

Da musste ich lachen . . .

Meine kleine Enkelin sieht mir beim Zähneputzen zu und entdeckt meine Prothese. Einige Tage später bringe ich die Kleine nach Hause. In der Bahn unterhält sie sich ganz nett mit einem Herrn, dann auf einmal sagt sie zu mir:

«Großmuetter, nimm doch dini Zää use und zeig si dem Herr, er hetti gwüß au Freud dra.»

H. H. in H.